

meiner Mutter und mir wussten. All das Gerede über eine Firmenfusion im Januar war frei erfunden. Meine Mutter und ich waren ein geheimer Ausreißer in seinem ansonsten stinknormalen Leben. Ich kann's ihm nicht verübeln, dass er vor all den Jahren meiner neunzehnjährigen Mutter auf einer Geschäftsreise nach Florida nichts entgegenzusetzen hatte. Er musste sich einfach in sie verlieben. Sie war außergewöhnlich und grenzenlos schön. Kein Wunder, dass er sie nie aus dem Kopf bekam, auch wenn das noch so bequem gewesen wäre. Ihre Affäre hörte nie auf, sondern wuchs wie ein Schimmelpilz in einem feuchten Keller. Ich war das Nebenprodukt, und da standen wir nun alle. Meine Eltern liebten sich wirklich, das will ich gar nicht bestreiten. Vielleicht gab es mehr wahre Liebe zwischen ihnen als zwischen ihm und seiner eigentlichen Familie, und vielleicht »funktionierte« es deshalb. Was auch immer die Gründe für die unerschütterliche Liebe meiner Eltern waren, meine Mutter und ich stellten jedenfalls sein Alternativuniversum dar, das mit seinem Hauptuniversum koexistierte, Seite an Seite. Wir wussten von »ihnen«, aber sie wussten nichts von uns. Die einzige Regel lautete, nie ein Wort über die ganze Sache zu verlieren.

Ich trug den Nachnamen meiner Mutter: Welles. Mein Vater schickte über ein komplexes System, das seinen besten Freund und Geschäftspartner beinhaltete, jeden Monat ein bisschen Geld. Auf demselben Weg bezahlte er mein Internat, und er besuchte uns ein paarmal im Jahr unter dem Deckmantel von Geschäftsreisen. Wir alle hielten uns an die Regeln, und wie schon gesagt, es funktionierte.

Es war noch nie anders gewesen, und deshalb war es für mich nie was anderes als Normalität. Wenn mein Vater für ein paar Tage oder ein bis zwei Wochen vorbeikam, freute ich mich immer, ihn zu sehen. Er brachte Geschenke mit, und wir gingen jeden Abend essen. Wenn er wieder fuhr, war das für mich auch okay. Dachte ich zumindest. Manchmal saß ich nach einem seiner Besuche auf dem Bett und untersuchte meinen emotionalen Zustand auf irgendwelche Verletzungen. Ich war mir nie zu hundert Prozent sicher. Es hing ganz davon ab, welche Musik ich während dieser Innenansichten hörte, aber größtenteils hatte ich das Gefühl, alles war in Ordnung, bis ich eifersüchtig auf irgendwas Seltsames wurde. Zum Beispiel auf ein Mädchen auf der anderen Straßenseite, das von ihrem Dad angeschrien wurde, sie solle sich von ihrem Loser-Freund fernhalten. So was traf mich manchmal wie aus dem Nichts. Ich könnte wahrscheinlich den ganzen Tag lang mit jedem noch so fragwürdigen Typen schlafen, und keiner würde mich daran hindern.

Das Einzige, was ich an diesem ganzen Szenario überhaupt nicht verstand, war, warum meine Mutter sich ausgerechnet in meinen *Dad* verliebt hatte. Das war der Teil, der überhaupt keinen Sinn ergab. Auf mich wirkte er so unglaublich normal. Es gab nichts

Aufregendes an ihm, außer dass niemand so recht wusste, wann er auftauchte und wieder verschwand. Er war sechzehn Jahre älter als sie, hatte einen überschaubaren Bauch und war schon ziemlich kahl. Mir wollte das einfach nicht in den Kopf. Klar, er hatte Geld. Er war Anwalt in der Musikindustrie und wohnte in Beverly Hills (oder zumindest hatte seine Anwaltsfirma da ihren Sitz), aber das machte ihn in meinen Augen kein bisschen interessanter, und er überschüttete uns ganz sicher nicht mit Geld. Das konnte er gar nicht, weil es viel zu gefährlich gewesen wäre.

Meine Mutter hätte jeden haben können. Sie hätte mit dem Leadsänger jeder Band durchbrennen können, die durch Florida tourte. Sie hätte einen brillanten Wissenschaftler treffen oder die Muse irgendeines Schriftstellers werden können, dem sie als Inspiration für seinen mit dem Pulitzer-Preis ausgezeichneten Roman diene. So außergewöhnlich war sie. Mindestens mal hätte sie einen absurd reichen Mann heiraten können, oder meinetwegen auch einfach nur einen ganz normalen Typen, der sie genug liebte, um bei ihr zu bleiben.

Sie hätte jeden in ihren Bann ziehen können, aber stattdessen zog mein Vater sie in *seinen*.

Ich sah zu meiner Mutter hinüber und fragte mich, ob ich wohl so enden würde wie sie. Gefangen in einer Art Liebeshölle. Wahrscheinlich, dachte ich. Wahrscheinlich war ich am Arsch.

Die Midhurst School war 1973 gegründet worden. Sie war ein weiterführendes Internat irgendwo im niedrigeren Privatschulen-Segment. Sie wäre gern renommiert, aber dafür war sie zu zugänglich, hatte zu wenig Mittel zur Verfügung und befand sich noch dazu in den Sümpfen Floridas.

Sie lag im mittleren Teil des US-amerikanischen Blinddarms, wie wir diese Region gern nannten – näher am Atlantik als am Golf von Mexiko, aber zu weit weg von beiden Küsten, um einen Strand in der Nähe zu haben. Die Landschaft rund um die Schule war dicht bewachsen, flach und grün. Louisianamoos hing von den Bäumen, Eidechsen flitzten über die Gehsteige, Schlangen verkrochen sich in den Büschen, und überall wuchs dieses dicke, kräftige Gras, das sich unecht anfühlt, wenn man es anfasst.

Ich mochte die Vegetation hier in Florida schon immer, selbst als ich noch ein Kind war. Sie hatte etwas Entrücktes und Prähistorisches an sich. Sie war fruchtbar und romantisch. Alles hing und tropfte. Und ich liebte die Gefahren, die in ihr lauerten – die Tatsache, dass du dich an Seen vor Alligatoren in Acht nehmen musstest, die Warnungen vor Hurrikanen und Tropenstürmen, und die Klapperschlangen, die sich manchmal in den Büschen rund um die Schule versteckten.

Aber abgesehen von ihrer Vegetation hatte die Gegend rund um die Schule wenig zu bieten. Die nächste Ortschaft lag ein Stück die Straße hinunter. Sie war klein, es herrschte tote Hose, und es fehlte einem dort an so ziemlich allem.

Die Schule selbst bestand aus einem großen, weiß verputzten Bau im spanischen Kolonialstil, der in den 30er-Jahren ein Krankenhaus beherbergt hatte. Das war das Hauptgebäude. Darin befanden sich die Büros, die meisten Klassenzimmer, die Aula und der Speisesaal. Wie der Großteil der Schule war das Gebäude ein bisschen heruntergekommen, in seiner stillen Schlichtheit jedoch nach wie vor beeindruckend. Die restlichen Gebäude erstreckten sich dahinter. Die Wohngebäude, die Turnhalle, die restlichen Klassenräume, die im Hauptgebäude keinen Platz fanden, die Kunsträume – eine bunte Mischung aus 70er- und 80er-Jahre-Bauten, die über die Jahrzehnte hinzugekommen waren.

Die meisten Kinder auf der Midhurst kamen aus Familien der gehobenen Mittelschicht. Ihre Eltern waren nicht direkt *reich*, aber sie hatten genug Geld, um die Gewohnheiten der Gesellschaftsschicht über ihnen zu imitieren. Es gab nur ein paar wirklich wohlhabende Schüler. Ich nehme an, ihre Eltern hatten versucht, sie in bessere Schulen zu stecken, waren aber an unzureichenden Noten oder fehlenden Verbindungen zu diesen Schulen gescheitert und hatten ihre Ambitionen eine Stufe nach unten korrigiert.

Die Midhurst School führte keine Warteliste, und es gab keine strengen Aufnahmeprüfungen. Man konnte sogar angenommen werden, wenn die Noten nicht über dem Durchschnitt lagen. Konntest du die Schulgebühr zahlen, war dein Kind dabei. Dementsprechend groß war auch die Bandbreite an unterschiedlichen Schülern. Ein Haufen kluger Köpfe, die später einmal auf renommierte Colleges gehen würden. Ein paar Faulpelze ohne jegliche Ambitionen, die sich treiben ließen, wie sie es auf jeder drittklassigen öffentlichen Schule auch getan hätten. Dann gab es da noch Schüler, deren Eltern sie zu Hause nicht haben wollten. Viele kamen aus anderen Regionen in Florida oder benachbarten Bundesstaaten, ein paar aus der Gegend, und es gab sogar eine kleine Gruppe internationaler Schüler – vor allem deutsche, warum auch immer.

Wie alle anderen Schulen hatten auch wir einen dämlichen Schullogan (*Wir halten den Schlüssel zu einer helleren Zukunft*) und ein Wappen, bestehend aus einem mittelalterlichen Turm in der Mitte, links und rechts einer Palme und einem Kelch darüber. Bis auf die Palmen machte es überhaupt keinen Sinn. Midhurst behauptete von sich, »in der Tradition verankert« zu sein, und unternahm alle möglichen Versuche, in den Schulrankings möglichst weit oben zu erscheinen – ein Sprungbrett zur Ivy League. Der Turm auf dem Wappen war zweifellos ein Versuch, aus nichts ein bisschen Tradition zu wringen. Weiß der Himmel, was der Kelch bedeuten sollte.

Auf der Internetseite der Schule sah man lachende Schüler, denen die Sonne durch die Haare schien, während sie auf dem Rasen ihre Hausaufgaben machten. Es gab Fotos von Schülern, die Tennis spielten oder ritten. Schüler vor Computern, die wahrscheinlich gerade Programmieren lernten. Schüler, die in sonnendurchfluteten Schlafzimmern abhingen und Gitarre oder Schach spielten. Ein Schüler spielte Saxofon. Oberstufenschüler schmissen ihre Hüte in die Luft, und die Lehrer sahen aus, als hätten sie gerade ein großes Abenteuer zusammen erlebt, aus dem sie mit jeder Menge Insiderwitzen wieder aufgetaucht waren.

In Wahrheit war die Midhurst jedoch eine dieser Schulen, in denen Kaugummis unter den Tischplatten klebten, altmodische Möbel herumstanden, Lehrer klapprige Autos fuhren und seltsam muffige Gerüche in wahllosen Ecken der Korridore hingen. Wir

trugen zwar Schuluniformen, aber selbst die waren bescheuert. Lediglich blaue T-Shirts mit dem Schulwappen groß auf die Brust gedruckt und dazu dunkle Hosen oder Faltenröcke. Sie sahen eher aus wie ein Trikot oder irgendwas, das man in einem Sommercamp trug.

Und dann gab es da noch die Schulregeln. In dieser Hinsicht konnte Midhurst es ziemlich gut mit anderen Internaten aufnehmen. Nachtruhe, Kleiderregeln, Vorschriften zu Frisur, Make-up, Socken und Schuhen. Eine Null-Toleranz-Regel, was Rauchen, Alkohol und Drogen anging. Versammlungen in den Schlaftrakten nach 21:00 Uhr verboten. Jungs im Mädchenflügel und anders herum strengstens verboten. Keine Handys im Speisesaal oder im Unterricht. Auf keinen Fall während des Unterrichts ohne Erlaubnis auf die Toilette gehen. Kein Essen in der Wäscherei, in den Klassenzimmern und auf den Fluren. Kein Kaugummi. Niemals ohne Erlaubnis das Schulgelände verlassen. Keine Sportgeräte im Hauptgebäude. Keine Musik nach 21:00 Uhr. Musik generell niemals lauter als »angenehme Zimmerlautstärke«. Keine Kartenspiele oder Bälle in den Schlaftrakten oder auf den Fluren. Kein Geld von anderen Schülern leihen. Kein Rennen in den Fluren. Und so weiter. Internate sind echt gut darin, sich Wege auszudenken, wie sie dein Leben auf klaustrophobische Weise einschränken können. Allerdings wurden 75 Prozent dieser Regeln regelmäßig gebrochen, und im Grunde wussten das alle, auch die Lehrer.

Es war ganz in Ordnung. Wenn man sich erst mal zurechtgefunden hatte, war es ganz in Ordnung.

Die Schule ging in der zweiten Januarwoche wieder los. Ich kam am Abend vorher an und fand in meinem Zimmer meine Mitbewohnerin vor, die ihre Sachen bereits ausgepackt hatte und *Mamma Mia!* (ja, das Musical) über ihren Lautsprecher hörte.

Ich schmiss meine Tasche auf den Boden. »Oh nein. Verdammt noch mal, bitte nicht das.«

»Hi, Grace. Schön, dich zu sehen«, erwiderte sie und zeigte mir den Stinkefinger.

»Mach den Scheiß aus!«

»Das hier ist auch mein Zimmer.«

»Meine Ohren!«

Sie saß auf dem Rand ihres Bettes und sah zu, wie ich meinen Koffer auspackte. Ich sortierte meine Klamotten ein und reihte meine Notizbücher neben meinem Nachttisch auf. In diesen Büchern hatte ich bereits gut fünfzehn Romane angefangen. Ich fing über so gut wie alles an einen Roman zu schreiben, aber mir fiel es schwer, bei auch nur einem über das erste Kapitel hinauszukommen. Der einzige andere Gegenstand von Bedeutung, den ich mitgebracht hatte, war meine Steinschleuder. Einen Moment lang